

JONATHAN HOLT

**MARTER**

### *Buch*

Venedig in der Nacht vom 5. Januar: Capitano Katerina Tapo wird zum Fundort einer Leiche gerufen, es ist ihre erste Mordermittlung, und mit dem, was sie auf den Stufen der Kirche Santa Maria della Salute erwartet, hat sie niemals gerechnet. Angespült von den eiskalten Fluten des Canal Grande, liegt dort eine Frau, sie trägt die Robe eines katholischen Priesters – nach Lehre des Vatikans ein unaussprechlicher Gräuel –, und ihr Handgelenk ziert ein Tattoo, das auf einen geheimnisvollen weiblichen Kult hindeutet. Kat beginnt zu ermitteln, doch dann wird eine weitere Frauenleiche gefunden. Eine Journalistin, die auf der nahe gelegenen US-Militärbasis zum Thema Kriegsverbrechen recherchierte, wurde ermordet, und zwischen den beiden Fällen scheint ein Zusammenhang zu bestehen...

### *Autor*

Jonathan Holt studierte Literatur in Oxford und ist heute Creative Director einer Werbeagentur. In seiner Studienzeit verbrachte er einen Sommer lang in Italien und verliebte sich in Land, Leute und das Essen. Seit dieser Zeit kehrt er jedes Jahr nach Italien zurück und bereist das Land. Jonathan Holt lebt in London.

Der zweite Carnivia-Thriller von Jonathan Holt  
ist bei Blanvalet bereits in Vorbereitung.

Besuchen Sie uns auch auf [www.facebook.com/blanvalet](http://www.facebook.com/blanvalet)  
und [www.twitter.com/BlanvaletVerlag](http://www.twitter.com/BlanvaletVerlag)

JONATHAN HOLT

# MARTER

THRILLER

Deutsch von Bettina Spangler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»The Abomination« bei Head of Zeus Ltd, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe März 2014 bei Blanvalet Verlag, München,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Jonathan Holt

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014  
by Blanvalet Verlag, München, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
nach einer Originalvorlage von [kid-ethic.com](http://kid-ethic.com)

Umschlagmotiv: © Image Source

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

wr · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38258-3

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

In jedem Mann und in jeder Frau steckt ein bössartiger Kern, der nur mit größter Mühe zu kontrollieren ist. Ob wir es nun als Wildheit, Brutalität oder Barbarei bezeichnen wollen; ob wir der Sache einen wissenschaftlich anmutenden Stempel aufdrücken und sie als Sadismus oder Psychose betiteln; ob wir das Ganze einem Mangel an Moral zuschreiben oder es dem Teufel höchstpersönlich anlasten; ganz gleich, wie wir es nennen wollen, es begleitet uns Menschen auf Schritt und Tritt. Den Großteil der Zeit schlummert es unsichtbar und unbemerkt tief in unserer Brust, sodass wir uns zivilisiert geben und so tun, als wüssten wir nichts von seiner Existenz. Doch man gebe uns nur einen einzigen Grund, die Bestie zu wecken – man verleihe uns beispielsweise uneingeschränkte Macht über unsere Mitmenschen und erkläre uns, wir hätten keinerlei Konsequenzen zu befürchten, wenn wir sie ausüben –, und schon wird sich jeder Einzelne von uns zu Taten fähig zeigen, deren Schrecken unsere Vorstellungskraft übersteigt.

Und jedes Mal, wenn wir dann erwachen wie aus einem Traum, schwören wir uns, *nie wieder* rückfällig zu werden, und doch ist dies jedes Mal nichts anderes als eine blanke Lüge.

Dr. Paul Doherty, MRC Psych



Ponte della Libertà

Tronchetto

CANNAREGIO

Hauptbahnhof Santa Lucia

Chiesa degli Scalzi

Palazzo Vendramin Calergi

Canal Grande

SANTA CROCE

Palazzo Pesaro

Giardino Papadopoli

Piazzale Roma

Campo San Polo

Santa Maria dei Frari

Calle Barbo

SAN POLO

Campo Santa Margherita

Università Ca' Foscari

Palazzo Grimani

Palazzo Corner Spipelli

Ca' Rezzonico

SAN

DORSODURO

Fondamenta Ognissanti

Palazzo Grassi

Opernhaus La Fenice

Ponte dell'Accademia

Gallerie dell'Accademia

Santa Maria della Salute

Canale della Giudecca

Sant'Eufemia

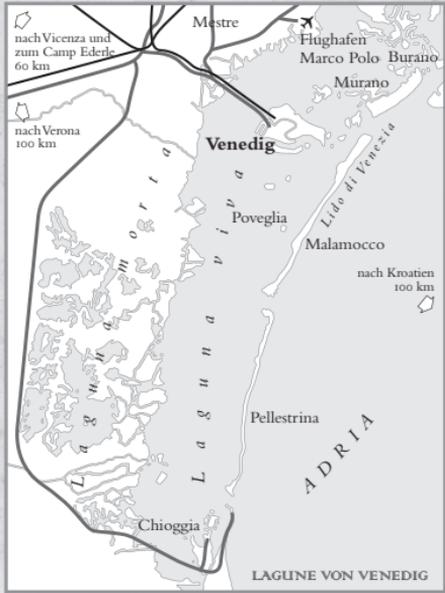
Laguna viva

Il Redentore

GIUDECCA

VENEDIG

*Laguna viva*



0 500 METER



## PROLOG

*Venedig, 5. Januar*

Das kleine Boot entfernte sich langsam vom Anleger, sein Zweitakt-Außenbordmotor erzeugte nicht viel mehr als ein leises Plätschern am Heck. Ricci, der den Kahn steuerte, lenkte ihn vorsichtig um die Fischerboote und Gondeln herum, die in dem kleinen Hafen vor Anker lagen. Jeden Abend fuhr er hinaus in die Lagune, vorgeblich, um seine Krebsfallen zu überprüfen. Nur wenige Leute wussten, dass ihm bei seinen Ausflügen hin und wieder auch ein weit lukrativerer Fang ins Netz ging: nämlich fest in blaue Plastikfolie eingeschweißte Päckchen, die unbemerkt an den Böjen befestigt wurden, welche die Positionen der einzelnen Käfige markierten.

Während das Boot die Insel Giudecca hinter sich ließ, beugte Ricci sich nach unten, um sich eine Zigarette anzuzünden. »*È sicuro*«, sagte er leise. Alles sicher.

Sein Passagier kam wortlos aus der engen Kabine gekrochen. Er war dem Wetter entsprechend angezogen – dunkle Regenkleidung, Handschuhe, eine Wollmütze, die er sich tief in die Stirn gezogen hatte. In der linken Hand hielt er immer noch den Metallkoffer, mit dem er an Bord gekommen war. Dieser war ein klein wenig größer als eine Aktentasche und eher länglich geformt. Ricci erinnerte er an einen von diesen Koffern, in denen Musiker ihre Instrumente aufbewahrten. Allerdings war er sich relativ si-

cher, dass sein heutiger Passagier mit Musik nichts am Hut hatte.

Eine Stunde zuvor hatte Ricci ein Gespräch auf seinem *cellulare* entgegengenommen. Dieselbe Stimme, die ihm für gewöhnlich mitteilte, wie viele Päckchen er zu finden hatte, informierte ihn darüber, dass er an diesem Abend einen Passagier zu befördern habe. Ricci hätte um ein Haar erwidert, dass es zu diesem Zwecke doch mehr als genug Wassertaxis gebe und sich sein Fischerboot nicht zur Personenbeförderung eigne. Doch irgendetwas bewegte ihn dazu, sich diesen Kommentar zu verkneifen. In all der Zeit, die er schon Aufträge von dieser Stimme entgegennahm, hatte sie nie auch nur die geringste Regung gezeigt. Nicht einmal dann, wenn die Anweisungen darin bestanden hatten, ein mit Gewichten versehenes, stark an einen menschlichen Körper erinnerndes Paket an den äußersten Rand der Lagune zu fahren und es über Bord zu werfen, damit die Krebse sich daran gütlich tun konnten.

Zu ihrer Linken waren nun Geplätscher und vereinzelt Rufe zu vernehmen. Mehrere Ruderboote pflügten in rasantem Tempo durchs Wasser und hielten auf sie zu. Ricci drosselte den Motor und stellte ihn auf Leerlauf.

»Was ist los?« Es war das erste Mal, dass sein Passagier etwas sagte. Zwar sprach er Italienisch, doch mit starkem Akzent, wie Ricci nicht entging. Sicher Amerikaner.

»Keine Sorge. Die wollen nicht zu uns. Ist gewiss wegen La Befana. Die trainieren für das Rennen.« Während die Boote sich ihnen näherten, zeichnete sich immer deutlicher ab, dass darin offenbar ein paar Frauen in üppigen Kleidern und mit zierlichen Häubchen saßen. Erst als sie an ihnen vorbeifuhren, konnte man erkennen, dass es sich um Ruderteams handelte, die sich lediglich als Frauen verkleidet hatten. »Die sind gleich wieder weg«, fügte Ricci noch

hinzu. Und wie auf Kommando umrundeten die Boote eine Boje und ruderten zurück in Richtung Venedig.

Der Passagier murrte. Er war in Deckung gegangen, als die Ruderer näher gekommen waren, zweifelsohne, damit ihn niemand sah. Jetzt stand er mit einer Hand an der Reling am Bug des Bootes und suchte mit seinem Blick den Horizont ab, während Ricci erneut Gas gab.

Sie brauchten eine ganze Stunde, bis sie die Krebsreusen erreicht hatten. An keiner der Leinen war irgendetwas befestigt, und es waren auch keine Boote von der anderen Seite aus auf sie zugekommen. Inzwischen war es dunkel geworden, doch Ricci fuhr immer noch ohne Licht. Am Horizont waren nur ein paar kleinere Inseln auszumachen.

»Welche von denen ist Poveglia?«, erkundigte sich sein Fahrgast.

»Die da.« Ricci deutete auf eine der Inseln.

»Bringen Sie mich dorthin.«

Ohne ein weiteres Wort ging Ricci auf Kurs. Es gab Leute, so wusste er, die hätten sich geweigert, es zu tun, oder einen höheren Preis verlangt. Die meisten Fischer machten einen weiten Bogen um jene Insel. Doch genau aus diesem Grund war sie der perfekte Ort für einen Gelegenheitschmuggler wie ihn, weshalb er bisweilen in der Nacht dort anlegte, um Frachten an Bord zu nehmen, die zu schwer waren, um sie an einer Boje zu befestigen – Kisten voller Zigaretten oder Whisky, ab und an ein vor Kälte schlotterndes Mädchen aus Osteuropa sowie ihren Zuhälter. Trotzdem hielt er sich nie länger dort auf als unbedingt nötig.

Unwillkürlich bekreuzigte Ricci sich, er war sich dieser Geste ebenso wenig bewusst wie der Tatsache, dass er den Kurs immer wieder leicht korrigierte, als er zwischen den Sandbänken und Untiefen hindurchnavigierte, die in diesem Teil der Lagune nicht selten waren. Dann folgte ein

längerer Abschnitt, wo er über offenes Gewässer steuerte, sodass er zügig vorankam. Eisige Gischt traf hart auf ihre Gesichter, während sie Welle um Welle erklimmen. Der Mann am Bug des Bootes aber schien dies nur am Rande zu registrieren.

Schließlich drosselte Ricci die Geschwindigkeit. Die Insel lag jetzt unmittelbar vor ihnen und zeichnete sich scharf gegen den violettschwarzen Himmel ab, der Glockenturm des verlassenen Klinikgebäudes stach zwischen den Bäumen hervor. Ein paar schwache Lichtpunkte flackerten inmitten der Ruinen auf – Kerzen möglicherweise, die in einem der Zimmer brannten. Es ging also um ein heimliches Rendezvous. Denn auf Poveglia lebte niemand, zumindest nicht mehr.

Riccis Passagier ging in die Knie und öffnete den Metallkoffer. Der Fischer erhaschte flüchtig einen Blick auf ein Gewehr und eine Reihe von Patronen, die fein säuberlich in kleinen Fächern ruhten. Doch es war ein Nachtsichtgerät, so groß wie ein fettes Kameraobjektiv, das der Mann als Erstes aus dem Koffer zog. Er hob es ans Auge und stand auf, wobei er sich festhalten musste, weil das Boot stark schaukelte.

Eine Weile blickte er in Richtung der Lichter. Dann bedeutete er Ricci, auf den Bootsanleger zuzusteuern, wo er ungeduldig, aber lautlos ans Ufer sprang, noch ehe sie ihn ganz erreicht hatten. Den Metallkoffer hielt er nach wie vor in der Hand.

Später sollte Ricci sich fragen, ob er denn Schüsse gehört hatte. Doch dann fiel ihm dieses andere längliche Ding wieder ein, das er in dem Koffer gesehen hatte – einen Schalldämpfer, noch länger und größer als das Nachtsichtgerät. Er hatte es sich also nur eingebildet.

Sein Passagier war gerade mal fünfzehn Minuten weg gewesen, da tuckerten sie auch schon wieder schweigend zurück zur Giudecca.

# 1

Die Feier in dem schwach beleuchteten *bàcaro* war schon seit fast fünf Stunden im Gange, dennoch schwoll der Lautstärkepegel kontinuierlich an. Der gut aussehende junge Mann, der mit Katerina Tapo flirtete, tat dies nicht in gewöhnlicher Lautstärke, er schrie vielmehr: Die beiden standen ganz dicht beieinander und brüllten sich gegenseitig ins Ohr, da sie sonst kein Wort verstanden hätten. So hatte der Flirt zwar einerseits nichts Subtiles mehr, andererseits aber konnte sie sich seiner Absichten auch ganz sicher sein. Und das war nicht das Schlechteste, befand Kat. Unter solch erschwerten Bedingungen nämlich gab man nur dann nicht gleich wieder auf, wenn man die Flirtpartnerin wirklich gut fand. Sie selbst war bereits zu dem Schluss gelangt, dass Eduardo – oder war es Gesualdo? – später mit in ihre kleine Zweizimmerwohnung in Mestre kommen würde.

Eduardo, oder möglicherweise auch Gesualdo, erkundigte sich soeben lautstark, womit sie sich denn ihren Lebensunterhalt verdiente. »Ich bin Reisebürokauffrau«, brüllte sie zurück.

Er nickte. »Cool. Bist du selbst viel auf Reisen?«

»Hin und wieder«, rief sie.

Sie spürte, wie ihr Handy in der Tasche an ihrem Oberschenkel vibrierte. Sie hatte zwar den Klingelton aktiviert, doch bei diesem Lärm nichts gehört. Als sie das Handy nun hervorholte, stellte sie erschrocken fest, dass sie bereits drei Anrufe verpasst hatte. »*Un momento*«, schrie sie ins Tele-

fon. Sie bedeutete ihrem Begleiter, dass sie in einer Minute zurück sein würde, und kämpfte sich durch das Gedränge ins Freie.

Herr im Himmel, war das kalt. Um sie herum trotzten ein paar hartgesottene Raucher der eisigen Kälte: Aus ihrem eigenen Mund stieg sichtbar der Atem hoch, beinahe so dicht wie der Zigarettenqualm. Sie sprach wieder ins Telefon. »*Sì? Pronto?*«

»Wir haben eine Leiche«, hörte sie Francescos Stimme sagen. »Du bist auf den Fall angesetzt. Ich habe soeben mit dem Hauptquartier telefoniert.«

»Mord?« Sie hatte größte Mühe, gefasst zu klingen.

»Möglich. Doch wie auch immer, das wird ein Riesending.«

»Wie kommst du denn darauf?«

Francesco ließ sich mit der Antwort Zeit. »Ich schicke dir gleich eine SMS mit der Adresse. Ist in der Nähe der Salute-Kirche. Colonnello Piola erwartet dich dort bereits. Viel Glück. Und denk dran, dafür schuldest du mir was.« Damit legte er auf.

Sie warf einen Blick aufs Display. Noch keine Spur von der Adresse, aber wenn der Tatort in der Nähe der Kirche Santa Maria della Salute lag, dann würde sie ein Vaporetto nehmen müssen. Doch selbst dann würde sie mindestens zwanzig Minuten brauchen, vorausgesetzt, sie fuhr nicht erst nach Hause, um sich umzuziehen. Das war allerdings zwingend nötig angesichts der Kleidung, die sie trug. Verdammte, dachte sie, dafür bleibt keine Zeit. Sie würde einfach ihren Mantel bis oben hin zuknöpfen und dann hoffen, dass Piola sich nicht allzu sehr über ihre nackten Beine oder ihr Make-up wunderte. Schließlich war heute La Befana – Heilige Drei Könige und zugleich der Festtag für die alte Hexe, die den Kindern Süßigkeiten oder Kohlestücke

brachte, je nachdem, ob sie brav gewesen waren oder nicht. Die gesamte Stadt war heute auf den Beinen und vergnügte sich im Partygetümmel.

Wenigstens hatte sie auch ihre Gummistiefel mitgebracht. Jeder tat das: Die winterlichen Fluten, der Schnee und der Vollmond hatten dafür gesorgt, dass in Venedig *acqua alta* herrschte, jene wiederkehrenden Hochwasserfluten, die die Stadt mittlerweile jedes Jahr aufs Neue heimsuchten. Zwei Mal am Tag stieg der Wasserpegel um mehrere Fuß breit an und überschwemmte Straßen und Plätze. Die Kanäle traten über die Ufer; der Markusplatz – der tiefste Punkt der Stadt – verwandelte sich in einen See aus Meerwasser, eine dreckige Brühe, auf der Zigarettenstummel und Taubenkot schwammen. Selbst wenn man sich auf den Holzsteigen bewegte, die die Stadtverwaltung hatte aufbauen lassen, musste man immer wieder durch Wasser waten.

Sie spürte, wie das Adrenalin durch ihre Eingeweide schoss. Seit sie zum Capitano befördert worden war, hatte sie darauf gehofft, endlich einen Mordfall zugeteilt zu bekommen. Und wenn sie Glück hatte, war es nun endlich so weit. Man hätte diesen Fall nicht Colonnello Piola überantwortet, wenn es sich wieder mal nur um einen besoffenen Touristen handeln würde, der in einem der Kanäle ertrunken war. Und das bedeutete, dass sie doppelt Glück gehabt hatte: Ihre erste große Ermittlung würde sie unter der Leitung des Colonnello durchführen, den sie am meisten bewunderte.

Kurz überlegte sie, ob sie zurück in die Bar gehen sollte, um Eduardo oder Gesualdo zu erklären, dass sie überraschend zur Arbeit gerufen worden sei. Vielleicht konnte sie noch schnell seine Telefonnummer ergatteren, ehe sie abhaute. Doch dann entschied sie sich dagegen. Als Reisebürokauffrau wurde man nur selten um zehn Minuten vor

Mitternacht ins Büro zitiert – und erst recht nicht an diesem Feiertag. Sie hätte ihm erklären müssen, warum sie Zufallsbekanntschaften wie ihm nicht verriet, dass sie in Wirklichkeit eine Beamtin der Carabinieri war. Und dann hätte sie ihn in seinem verletzten Stolz trösten müssen, wofür sie gerade wirklich keine Zeit hatte.

Außerdem, wenn es sich hier *tatsächlich* um Mord handelte, dann würde sie in den kommenden paar Wochen sowieso keine freie Minute haben, um seine Anrufe zu erwidern oder sich mit ihm zu treffen. Eduardo oder Gesualdo würde sein Glück ganz einfach bei jemand anders versuchen müssen.

Abermals vibrierte ihr Handy, als die SMS von Francesco mit der Adresse einging. Sofort schlug ihr Herz schneller.

Colonnello Aldo Piola starrte auf den Leichnam. Wie gern hätte er seinen vor einer Woche gefassten Neujahrsvorsatz gebrochen und sich eine Zigarette angezündet. Aber es war ihm ohnehin nicht erlaubt, hier eine zu rauchen. Erst waren die von der Spurensicherung dran.

»Ein *piovan*?«, fragte er verwundert und benutzte das venezianische Slangwort für »Priester«.

Dr. Hapadi, der Gerichtsmediziner, zuckte mit den Schultern. »So hieß es zunächst. Aber es steckt doch etwas mehr dahinter. Wollen Sie sich das genauer ansehen?«

Widerstrebend trat Piola von dem erhöhten Gehsteig herunter in den kniehohen Schlamm und stapfte vorsichtig auf den Lichtkreis zu, der von Hapadis tragbarem Generator ausging. Die blauen Plastikschuhe zum Überziehen, die der Doktor ihm bei seinem Eintreffen hingehalten hatte, waren sofort von eisigem Meerwasser durchdrungen gewesen, obwohl er sie mit Gummibändern an den Unterschenkeln befestigt hatte. *Wieder ein Paar Schuhe ruiniert,*

seufzte er im Stillen. Eigentlich hätte ihm das nichts ausgemacht, aber er und seine Frau hatten mit Freunden im Bistrot de Venise gefeiert, einem der besten Restaurants der Stadt. Folglich trug er ausgerechnet seine besten Schuhe, ein neues Paar von Bruno Magli. Sobald er nahe genug herangekommen war, sprang er auf die Marmortreppe zur Kirche und stellte sich auf die Stufe über dem Leichnam. Anschließend hielt er kurz inne, um sich das Wasser von den Füßen zu schütteln, vielleicht konnte er die Schuhe ja doch noch retten.

Der Leichnam lag halb auf der Treppe, halb im Wasser, als hätte das Opfer noch versucht, sich aus dem Meer in die Obhut der Kirche zu retten. Vermutlich war das der Flut zu verdanken, die bereits wieder ein Stück zurückzweichen begann bis hin zu dem Gehsteig, der die Kirche für gewöhnlich vom Canale di San Marco trennte. Der tote Körper war unübersehbar in das schwarz-goldene Messgewand eines katholischen Priesters gekleidet, und ebenso deutlich waren die beiden Einschusslöcher am Hinterkopf zu erkennen, aus denen eine bräunliche Flüssigkeit auf den Marmor sickerte.

»Kann die Tat hier begangen worden sein?«, erkundigte Piola sich.

Hapadi schüttelte den Kopf. »Das bezweifle ich. Ich nehme an, die Flut hat den Leichnam aus der Lagune hier angespült. Wenn das Hochwasser nicht gewesen wäre, wäre er inzwischen gewiss schon auf halbem Wege nach Kroatien.«

Piola dachte über diese Worte nach. Wenn dem so war, dann unterschied sich der Leichnam so gut wie nicht von dem restlichen Müll, der in der Stadt tagtäglich angespült wurde. Das Meerwasser um sie herum roch ganz leicht nach Abwasser: Nicht alle Klärgruben in Venedig waren ab-

solut dicht, und einige Bewohner der Stadt nutzten die Flut als Gelegenheit, sich die übliche Gebühr für das Entleeren zu sparen. »Wie hoch war der Pegelstand heute Abend?«

»Eins vierzig, wenn auf die Anzeigen Verlass ist.« Das elektronische Warnsystem, das die Bewohner Venedigs über bevorstehendes *acqua alta* informierte, gab auch Auskunft über die Wasserhöhe – zehn Zentimeter über dem Meter für jeden einzelnen Ton, den die Sirene von sich gab.

Piola beugte sich nach unten, um sich das Ganze aus der Nähe anzusehen. Der Priester, wer auch immer er war, war sehr schlank. Piola war versucht, ihn umzudrehen, aber ihm war klar, dass er den Zorn der Spurensicherung auf sich ziehen würde, wenn er dies tat, ehe sie alles fotografiert hatten.

»Nun«, meinte er nachdenklich. »Er ist irgendwo weiter östlich oder südlich erschossen worden.«

»Möglich. Doch in einem Punkt liegen Sie auf jeden Fall falsch.«

»Womit denn?«

»Sehen Sie sich mal die Schuhe an.«

Vorsichtig schob Piola einen Finger unter die durchnässte Soutane und hob sie vom Bein des Priesters hoch. Der Fuß war klein, fast schon zierlich, und der Lederschuh daran war eindeutig ein Damenschuh.

»Haben wir hier etwa eine Transe?«, fragte er verblüfft.

»Nicht ganz.« Hapadi erweckte fast den Eindruck, als hätte er Spaß an diesem Ratespiel. »Gut, jetzt den Kopf.«

Piola musste dazu tief in die Hocke gehen, sodass er mit dem Hintern beinahe das heranschwappende Wasser berührte. Die Augen der Leiche waren geöffnet, die Stirn ruhte auf der Stufe, als wäre der Priester gestorben, während er einen Schluck von dem Meerwasser trinken wollte. Während Piola den Anblick auf sich wirken ließ, schwappte

eine kleine Welle über das Kinn des Leichnams und drang in den offenen Mund ein, ehe das Wasser wieder zurückwich und ein Rinnsal hinterließ, das aus dem Mundwinkel sickerte.

Dann dämmerte es Piola. Das Kinn war vollkommen glatt, es waren keine Stoppel zu sehen, und die Lippen waren viel zu rosig. »Heilige Mutter Gottes«, stieß er überrascht hervor. »Das ist ja eine Frau.« Unwillkürlich bekreuzigte er sich.

Es bestand kein Zweifel – die geschwungenen Brauen und die Lidstrichspur um die leblosen Augen herum, die femininen Wimpern; und da, ein schlichter Ohrring, der durch eine verirrte Strähne halb verdeckt war. Sie musste um die vierzig sein, hatte aufgrund ihres Alters keine sonderlich schmalen Schultern, weshalb es ihm nicht auf Anhieb aufgefallen war. Nachdem er sich von dem Schock erholt hatte, berührte er das durchnässte Messhemd. »Ziemlich realistisch für eine Verkleidung.«

»Wenn es sich denn tatsächlich um eine Verkleidung handelt.«

Neugierig betrachtete Piola sein Gegenüber. »Wie kommen Sie denn auf die Idee, es könnte anders sein?«

»Welche Frau würde es hier in Italien schon wagen, als Priester verkleidet auf die Straße zu gehen?«, konterte Hapadi mit einer rhetorischen Frage. »Sie würde keine zehn Meter weit kommen.« Er zuckte mit den Schultern. »Andererseits, vielleicht war es ja genauso. Dass sie nicht weiter als zehn Meter kam, meine ich.«

Piola runzelte die Stirn. »Zwei Schüsse in den Hinterkopf? Scheint mir ein klein wenig übertrieben.«

»Colonnello?«

Piola wandte sich um. Eine stark geschminkte, attraktive Frau im schwarzen Mantel, mit Überziehschuhen und

allem Anschein nach nicht viel mehr am Leib winkte ihm von dem hölzernen Steg aus zu.

»Hier können Sie nicht durch«, erklärte er automatisch.

»Das hier ist ein Fundort.«

Sie zog einen Ausweis aus der Tasche und hielt ihn hoch.

»Capitano Tapo. Ich soll in diesem Fall ermitteln.«

»Dann kommen Sie besser hier rüber.«

Sie zögerte nur einen kurzen Moment, wie er bemerkte, bevor sie die Stiefel auszog und barfuß durch das Wasser auf ihn zugewatet kam. Kurz sah er den roten Lack auf ihren Zehennägeln aufblitzen, als sie einen Fuß in den Schlamm setzte.

»Das letzte Mal, als ich jemanden in Venedig habe barfuß laufen sehen«, meinte Hapadi munter, »hat derjenige sich die Füße völlig zerschnitten. Im Wasser liegen unzählige Glasscherben.«

Capitano Tapo achtete nicht auf ihn. »Hat er einen Ausweis bei sich, irgendeinen Hinweis auf seine Identität, Colonnello?«, erkundigte sie sich bei Piola.

»Wir haben noch nichts dergleichen gefunden. Und soeben unterhielten wir uns über die Tatsache, dass unser Opfer hier in Wirklichkeit gar kein Er ist.«

Tapos Blick schoss ungläubig zu dem Leichnam, doch Piola entging nicht, dass sie sich anders als er nicht bekreuzigte. Diese jungen Leute heute waren längst nicht mehr so tief im katholischen Glauben verwurzelt. Er hingegen hatte alle Mühe gehabt, sich davon zu lösen. »Könnte es sich um einen dummen Scherz handeln?«, fragte sie zögerlich. »Schließlich feiern wir heute La Befana.«

»Möglich. Aber eigentlich sollte es doch umgekehrt sein, oder?« In Venedig, wo man keine Gelegenheit versäumte, sich zu verkleiden, zelebrierte man auch das Fest zu Ehren von La Befana mit Maskeraden; zumindest ver-

kleideten sich die Fischer und Handwerker an diesem Tag als Frauen.

Kat ging neben dem Leichnam in die Hocke und betrachtete ihn eingehend. »Das sieht mir aber alles ziemlich echt aus.« Behutsam zog sie eine Kette unter den Gewändern hervor. An deren Ende hing ein silbernes Kreuz.

»Vielleicht sind das ja nicht ihre Sachen«, meinte Piola nachdenklich. »Aber wie auch immer, eins nach dem anderen, Capitano. Sichern Sie den Fundort, notieren Sie exakt, wer hier ein und aus geht, und wenn die Spurensicherung mit den Fotos fertig ist, veranlassen Sie bitte, dass man die Tote in den Obduktionssaal bringt. Vorher aber will ich noch einen Sichtschutz und ein Zelt für die Beweismittel – wir wollen die guten Bürger Venedigs doch nicht über Gebühr beunruhigen.« Er musste nicht gesondert betonen, dass es nicht der Mord an sich war, der für einen Riesenswirbel sorgen würde, sondern vielmehr die Tatsache, dass die Tote das Gewand eines Priesters trug.

»Selbstverständlich. Soll ich Sie anrufen, sobald der Leichnam zur Obduktion bereitliegt?«

»Mich anrufen?« Piola wirkte überrascht. »Ich fahre mit. Beweiskette, Capitano. Ich war der erste Beamte hier, daher habe ich bei dem Leichnam zu bleiben.«

Wenn das nicht beeindruckend war. Der letzte leitende Beamte, mit dem Kat zusammengearbeitet hatte, hatte sich für gewöhnlich nicht lange nach einer ausgedehnten Mittagspause in den Feierabend verabschiedet, stets mit den Worten, »sie solle ihn anrufen, falls sich irgendwas tat«. Wobei er sein Handy immer schon abstellte, noch ehe er zur Tür raus war. Doch noch weit beeindruckender war das, was geschah, als die Barkasse der Staatspolizei aufkreuzte. Kat war inzwischen ganz blau, die eisige Kälte des Wassers fraß sich bis tief in ihre Knochen; als sie

den Schriftzug »Polizia di Stato« erblickte, reagierte sie zunächst erleichtert.

Ein Beamter sprang vom Boot herunter. Er war für den Anlass perfekt gekleidet und trug polizeiblaue Watstiefel. »Sovrintendente Otalo«, stellte er sich vor. »Vielen Dank, Colonnello, ab jetzt übernehmen wir.«

Piola beachtete den Mann nur am Rande. »Eigentlich ist das ja unser Fall.«

Otalo schüttelte unwirsch den Kopf. »Der Befehl kommt von ganz oben. Wir haben momentan Kapazitäten frei.«

*Natürlich habt ihr das*, dachte Kat, da sie wie die meisten ihrer Landsleute die Beamten der Staatspolizei nicht gerade schätzte. Sie waren dem Innenministerium unterstellt, die Carabinieri hingegen dem Verteidigungsministerium, was sie mit einem gewissen Stolz erfüllte. Dennoch wartete sie ab, wie der Colonnello mit der Situation umgehen würde.

Piola sah zu Otalo, und in seinem Blick stand unverhohlene Verachtung. »Solange mein Generale di divisione mir nicht erklärt, dass ich von diesem Fall abgezogen bin, bleibe ich hier«, fauchte er. »Jeder, der mir etwas anderes erzählen will, stört die Ermittlungen und riskiert unter Umständen eine Festnahme.«

Der andere Mann sah ihn nicht minder verächtlich an. »Nun gut, nun gut. Dann behalten Sie Ihre Leiche, wenn sie Ihnen so sehr am Herzen liegt.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich fahre dann mal in mein warmes Büro zurück.«

»Wenn Sie uns helfen wollen, dann borgen Sie uns Ihr Boot«, schlug Piola vor.

»Sie sagen es«, pflichtete der Mann ihm bei. »Wenn ich helfen *wollte*. Also *ciao*.« Er salutierte grinsend, als die Barkasse rückwärts hinaus auf den Kanal fuhr.

Gegen drei Uhr früh fing es an zu schneien. Nasse

Flocken so groß wie Schmetterlinge, die sofort schmolzen, sobald sie das salzige Wasser berührten. In Kats Haaren verfring sich der Schnee, sodass sie noch mehr fror. Als sie einen Blick auf Piola warf, sah sie, dass sein ganzer Kopf glitzerte, Kopfhaut und Haarstoppeln gleichermaßen, als hätte er sich eine Karnevalsmaske übergezogen. Nur auf dem Leichnam schmolz der Schnee nicht, nach und nach bedeckte er die geöffneten Augen und die Stirn der toten Frau mit einer dicken Schicht.

Erneut durchfuhr Kat ein Schauder. Ihr erster Mordfall, und noch dazu ein ungewöhnlicher. Eine Frau im Priestergewand. Das kam einer Entweihung gleich, direkt hier auf den Stufen zur Kirche Santa Maria della Salute. Man musste nicht unbedingt im eiskalten Wasser stehen, dass es einem ein Frösteln bis tief in die Seele jagte.

## 2

Die junge Frau, die um kurz vor sieben Uhr früh die Gepäckhalle am Marco-Polo-Flughafen von Venedig verließ, unterschied sich auffallend von den übrigen Passagieren, die an diesem Morgen mit dem Delta-Flug 102 eingetroffen waren. Während die anderen Ankömmlinge Urlaubskleidung oder Businessoutfits trugen, hatte sie einen Armeeanzug an. Seit die Regierung dem Terrorismus den Krieg erklärt hatte, waren sämtliche amerikanischen Militärs dazu angehalten, auf Dienstreisen Uniform zu tragen, um den Mitreisenden ein Gefühl von Sicherheit zu vermitteln. Während die anderen Passagiere zerzaust wirkten, weil sie auf dem Nachtflug vom JFK Airport zu wenig Schlaf bekommen hatten, hatte sie bereits dafür gesorgt, dass ihre blonde Lockenmähne der US-Army-Vorschrift AR 670 entsprach – »Weibliche Angestellte haben dafür Sorge zu tragen, dass ihr Haar ordentlich gekämmt ist und nicht zerzaust, ungepflegt oder auf irgendeine Weise auffällig wirkt. Langes Haar, das über den unteren Rand des Kragens hinausreicht, wird fein säuberlich, aber möglichst unauffällig zusammengefasst oder festgesteckt.« Während die anderen Passagiere Koffer mit ausziehbaren Griffen hinter sich herzogen oder sie auf Gepäckwagen luden, trug sie ihre Tasche auf dem Rücken. Es schien bemerkenswert, dass sie angesichts des vollgestopften, riesigen Marschrucksacks nicht umkippte. Und während die Leute sich um die wartenden Angestellten der Reiseveranstalter scharten oder im dichten

Gedränge nach Chauffeuren suchten, die ein Namensschild hochhielten, wandte sie sich nach rechts und marschierte unbeirrt – mit einem zielstrebigem Paradeschritt, der ihr mittlerweile längst nicht mehr bewusst war – am Café und an der Hertz-Autovermietung vorbei auf einen Schalter zu, der etwas versteckt in einem Seitengang lag. Darüber war das Akronym »LNO-SETAF« zu lesen.

Hinter dem Tresen stand ein Mann etwa in ihrem Alter. Er trug ebenfalls eine US-Armeeuniform. Als sie salutierte, erwiderte er ihren Gruß mit einem freundlichen »Willkommen, Second Lieutenant«. Dann drehte er einen elektronischen Kartenleser zu ihr um, damit sie ihre CAC-Kennmarke einstecken konnte. »Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Der Shuttlebus fährt um acht Uhr los, und es sieht ganz danach aus, als würden Sie ihn für sich allein haben. Sobald Sie in Ederle angekommen sind, melden Sie sich bitte bei den üblichen Stellen. Ich werde Ihrem Betreuer Bescheid geben, dass Sie auf dem Weg sind.«

Sie bedankte sich mit einem Nicken und machte sich auf den Weg zum Parkplatz, der zu ihrer Freude mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt war. Ein weißer Minibus stand mit laufendem Motor bereit. Auch er war in winzigen Buchstaben mit dem Akronym »SETAF« beschriftet. Das US-Militär gab sich augenscheinlich alle Mühe, möglichst nicht aufzufallen: Selbst ausgeschrieben klang »Southern European Task Force« noch vergleichsweise harmlos.

Der Fahrer, ein Private, sprang aus dem Wagen, um ihr mit dem Gepäck zu helfen. Nachdem er das Gesicht seiner Mitfahrerin – das für eine Blondine ein klein wenig zu schlau wirkte, aber nicht ohne Charme war – gemustert sowie ihr noch neues Abzeichen registriert hatte, beschloss er, ein Gespräch zu riskieren.

»Willkommen in Venedig, Ma'am. TDY oder PCS?« Was

bedeutete: Temporary Deployment, also eine zeitlich begrenzte Versetzung, oder Permanent Change of Station, ein dauerhafter Aufenthalt.

»PCS«, erwiderte sie mit einem dienstbeflissenen Lächeln.  
»Die ganzen vier Jahre.«

»Sehr gut. Ist bestimmt Ihr erster Auslandsaufenthalt, wie? Oder waren Sie schon mal im OCONUS-Einsatz?«

OCONUS – dieser Militärbegriff bedeutete ausgeschrieben »Outside the Contiguous United States«, also außerhalb Kontinentalamerikas. Für viele Soldaten, das wusste sie, unterschied sich der OCONUS-Einsatz nicht erheblich von einer Entsendung nach Utah oder Texas. Und das war wohl nicht weiter überraschend, da man im Grunde überall die gleichen Erfahrungen machte.

»Mein erster Einsatz im Ausland«, bestätigte sie. »Aber eigentlich bin ich hier aufgewachsen.«

Der Private zog eine Augenbraue hoch. »Vater bei der Armee?«

»Positiv. Mein Dad war in der 173., Camp Darby, unten in Pisa.«

»Sprechen Sie Italienisch?«

Sie nickte. »*In realtà, lo parlo piuttosto bene.*«

»Bestens«, meinte er, obwohl er ganz offensichtlich kein Wort verstanden hatte. »Hören Sie, eigentlich dürfte ich das ja nicht vorschlagen, aber da Sie mein einziger Fahrgast sind, könnten wir einen kleinen Umweg machen, und ich zeig Ihnen ein bisschen was von der Gegend. Wenn man über die Küstenstraße fährt, hat man eine wunderbare Aussicht auf Venedig. Und wir würden sogar trotzdem noch rechtzeitig ankommen. Bis Ederle braucht man nur ungefähr fünfzig Minuten.«

Ihr war klar, dass er lediglich nach einem Vorwand suchte, um mit ihr zu flirten. Und im Grunde wusste sie

auch, dass sie als Officer eigentlich Nein sagen müsste, auch wenn sie noch so neu und niedrig im Rang war. Doch ein Teil von ihr war einfach nur irrsinnig glücklich, endlich wieder in dem Land zu sein, in dem sie ihre Kindheit verbracht hatte. Es war ihr schwergefallen, am Flughafen an dem kleinen Café vorbeizumarschieren, ohne kurz hinein-zugehen – ein echtes Café! Endlich! Mit einem verzinkten Tresen, an den man sich lehnen konnte, während man sich einen Espresso genehmigte. Viel besser als diese pseudo-studentische Atmosphäre bei Starbucks, wo die angeblichen Cappuccinos viel zu groß waren! Und schon beim Landeanflug hatte sie die Stirn gegen die Fensterscheibe gepresst, da sie es kaum hatte erwarten können, nach so langer Zeit einen Blick auf Italien zu werfen. Die Sicht war nicht berauschend gewesen – zunächst hatte sie den herrlichen Anblick der Sonne im Dämmerlicht genossen, ehe das Flugzeug sich durch Wolken und Turbulenzen gekämpft hatte, während die Fenster zusehends vereist waren, bis sie schließlich über einer grau und eisig wirkenden Lagune daraus hervorgetaucht waren. Einen kurzen Augenblick lang hatte sie das seltsame Gefühl ereilt, sich in einem U-Boot zu befinden, das auf den düsteren Meeresboden zusank. Doch das Flugzeug drehte sich immer weiter, und für einen flüchtigen Moment war Venedig, diese magische, einzigartige Insel, verlockend gut zu sehen gewesen. Gebäude und Kanäle drängten sich auf einem lächerlich kleinen Gebiet dicht aneinander, ein Geflecht so filigran und komplex wie ein Stück Koralle oder das Innere einer Uhr.

»Okay«, sagte sie unvermittelt. »Warum nicht?«

Der Private grinste. Er war überzeugt, dass es an ihm lag und nicht an der versprochenen Aussicht auf Venedig, was sie zu dieser Entscheidung bewegt hatte. »Hervorragend. Wie lautet Ihr Name, Ma'am?«

»Boland. Second Lieutenant Holly Boland.« Und dann, weil dieser Ort danach zu verlangen schien, fügte sie noch hinzu: »*Mi chiamo Holly Boland.*«

Auch wenn er mit ihr die Küstenstraße entlangfuhr, die in der Tat bemerkenswerte Ausblicke auf die Lagunenstadt bot – welche »vielfach zu einem der romantischsten Flecken der Erde erklärt« worden war, so versicherte er ihr –, redete Private Billy Lewtas von nichts anderem als ihrem eigentlichen Ziel. Die Caserma Ederle oder Camp Ederle, wie er es nannte, verfügte über alles, was ein Soldat sich wünschen konnte, direkt vor Ort. Das PX war kein gewöhnlicher Laden, sondern ein ganzes Einkaufszentrum, mit einem rund um die Uhr geöffneten Supermarkt, diversen Bekleidungsketten wie American Apparel und Gap und einem Blumenladen für Leute wie ihn, die einem Mädchen nach einem Date gern ein nettes Geschenk machten. Es gab eine Autowerkstatt mit zwölf Montagegruben, die sich auf Modelle der Marken Chrysler, Ford und andere spezialisiert hatte, da diese den italienischen Mechanikern fremd waren. Es gab ein Krankenhaus mit achthundert Betten sowie vier Bars – darunter das Crazy Bull, das Lion's Den und das »überragende« Joe Dugan's. Es gab eine Bowlingbahn, ein Kino, einen Sportplatz, eine Highschool, drei amerikanische Banken, fünf Restaurants, in denen man von Fritten bis Pulled Pork alles bekam, einen Burger King, und sogar ein italienischer Souvenirladen war vor Ort, damit man sich ein Andenken an die Zeit in Übersee kaufen konnte, ohne das Gelände verlassen zu müssen. Doch das Beste war, so berichtete der Private begeistert, dass die Alpen so unglaublich nah waren – man konnte sie sogar in diesem Moment erkennen, wenn man genau hinsah, mit den schneebedeckten Gipfeln –, denn man besaß einen ei-

genen Kader an Skilehrern, die den Soldaten exklusiv zur Verfügung standen.

Holly hatte so eine Ahnung, dass es sich ganz speziell um die Dolomiten handelte und nicht einfach nur um »die Alpen«, die sich dort in der Ferne abzeichneten. Doch sie verkniff es sich, ihn zu belehren. Sie durfte das Camp zunächst sechs Wochen lang nicht verlassen – man hatte ihr bereits ein Zimmer in dem nicht gerade militärisch klingenden Ederle Inn Hotel zugewiesen. Anschließend stand es ihr frei, da zu wohnen, wo es ihr beliebte, beispielsweise in einer privaten Unterkunft in oder um Vicenza. Sechs Wochen waren nicht allzu lang. Bis dahin würde sie im Joe Dugan's Miller und Budweiser trinken und sich vielleicht sogar mit Männern wie diesem Private treffen – wenn auch nicht unbedingt bei Burger King – und sich Blumen schenken lassen.

Sie wandte das Gesicht zum Fenster und sog mit ihrem Blick jedes einzelne italienische Straßen- und Nummernschild in sich auf, jede Gestik und jede Mimik der Fahrer und Passanten. Ein Teenager auf dem Weg zur Schule, der sein Mofa mit übertriebener Leichtigkeit durch den zähfließenden Berufsverkehr steuerte, hatte ein Mädchen mit rabenschwarzem Haar auf dem Sozius. Keiner von beiden trug einen Helm: Das Mädchen saß gegen die Fahrtrichtung, um das Stück heiße Pizza in ihrer rechten Hand essen zu können, das wie ein Taschentuch zusammengeklappt war. Der Junge rief ihr über die Schulter etwas zu; sie blickte auf, ihre braunen Augen waren voller Leben. Mit einer Mischung aus Sehnsucht und Freude erkannte Second Lieutenant Holly Boland sich selbst in dem Mädchen wieder, nur zehn Jahre jünger, wie sie hinten auf der Vespa von ihrem ersten Freund durch Pisa gedüst war.

»Hier ist es«, verkündete Private Lewtas schließlich.

Erst jetzt wurde Holly bewusst, dass sie an einer kahlen Mauer aus bombensicherem Beton entlangfuhr. Doch sie war nicht ganz kahl, wie sie bemerkte, denn stellenweise war die Wand mit Graffiti beschmiert. »NO DAL MOLIN« und »US ARMY GO HOME«, las sie. Am Straßenrand befanden sich mehrere Menschen – Zivilisten, die zum Teil in seltsamen Clown-Kostümen steckten, während andere Plakate mit weiteren Slogans in die Höhe hielten. Als die Demonstranten den Minibus erblickten, fuchtelten sie wild mit den Schildern.

»Was ist denn hier los?«, erkundigte sie sich.

»Ach, nichts weiter. Am Wochenende hängen immer Hunderte, wenn nicht gar Tausende von diesen Typen hier herum. Camp Ederle soll in den kommenden Jahren um das Doppelte vergrößert werden, darüber sind einige der Bewohner nicht allzu glücklich.«

»Was bedeutet Dal Molin?«

»So heißt der Flugplatz, auf dessen Fläche wir uns erweitern wollen.«

Am Tor wechselte Lewtas einen kurzen Gruß mit den Wachen, während die Barriere hochging. Der Großteil der Diensthabenden waren Carabinieri, wie ihr auffiel, Leute von der italienischen Militärpolizei, die hier neben der amerikanischen zum Einsatz kam.

»Man möchte doch meinen, dass die Itaker viel dankbarer sein müssten, weil wir hier sind und sie beschützen«, erklärte er, während sie das Tor passierten und dann am Straßenrand anhielten, weil man ihre Ausweise kontrollieren wollte. »Willkommen im Camp Ederle, Ma'am.«

Vor ihr lag eine Stadt – oder vielmehr eine Festung, eine Stadt innerhalb der Stadt, deren Grenzen durch ebenjene bombensichere Mauer markiert waren, die sich in beide

Richtungen schier endlos hinzuziehen schien. Amerikanische Straßenschilder lösten nun die italienischen ab; im Augenblick standen sie an der Kreuzung Main Street und Eighth. An den Fußgängerüberwegen wurde man auf Englisch dazu angehalten, die Straße zu überqueren oder stehen zu bleiben. Der Großteil der Passanten trug Armeeuniform, und neben Militärfahrzeugen waren hin und wieder auch Buicks oder Fords zu sehen.

»Hey, die In-Processing-Stelle liegt ein paar Hundert Meter die Straße runter. Ich kann Sie direkt vor der Tür absetzen. Dort kriegen Sie übrigens auch eine Straßenkarte – am Anfang verläuft sich hier jeder. Die Anlage ist riesig.« Er bog an einem Kreisverkehr ab, in dessen Mitte an einem Mast die Stars-and-Stripes-Flagge wehte. »Möchten Sie mir vielleicht Ihre Nummer geben? Oh, ich vergaß, Sie haben ja bestimmt noch kein europäisches Handy.« Nachdem er angehalten hatte, kritzelte er etwas auf ein Stück Papier und reichte es ihr. »Ich denke, am Samstagabend müsste ich Zeit haben.«

Mit einem Schmunzeln über Private Lewtas' Selbstbewusstsein stieg sie aus. Vor ihr erstreckte sich eine riesige Militäranlage mit anonymen Gebäuden, vergleichbar mit jedem US-Army-Posten, an dem Holly je stationiert gewesen war. Nichts deutete darauf hin, dass die Vorkommnisse an diesem Ort ihre Loyalitäten, von deren Existenz sie im Augenblick noch nicht einmal etwas ahnte, schon bald auf eine harte Zerreißprobe stellen würden.

### 3

Endlich hatte man den Leichnam in den Obduktionssaal geschafft, wo es Kat allerdings nicht viel wärmer wurde, da der Raum konstant auf neun Grad gehalten wurde. Piola schob immer noch Wache, und Kat war entschlossen, an seiner Seite zu bleiben, bis er nach Hause ging. Sie wollte ihm in nichts nachstehen und durchhalten, obwohl der Colonello mehrmals vorgeschlagen hatte, sie möge doch heimgen und ein wenig schlafen. Bestimmt dachte er insgeheim auch, dass sie sich endlich etwas Anständiges anziehen sollte.

Der forensische Pathologe, ein Mann namens Spatz, erklärte soeben, warum es schwer werden würde, die Frau zu identifizieren.

»Sehen Sie hier«, meinte er und hob das linke Handgelenk der Toten mit der behandschuhten Hand an. »Salzwasser richtet ganz schreckliche Dinge an. Fingerabdrücke werden kaum mehr zu finden sein.«

»Gibt es irgendetwas, das Sie tun können, um sie wenigstens im Ansatz zu retten?«

»Wir können ihr die Handschuhe abnehmen.«

»Dann erledigen Sie das besser gleich.« Piola warf Kat einen Blick zu. »Wissen Sie, was damit gemeint ist, die Handschuhe abnehmen, Capitano?«

»Nein, Colonello«, gab sie offen zu.

»Spatz wird dem Opfer die Haut von den Fingern ziehen und sie über eine Modellhand stülpen.« Er deutete mit dem Kinn in Richtung eines Regals, auf dem vier oder

fünf Hände aus Holz in unterschiedlichen Größen standen, ähnlich den Modellen eines Handschuhmachers. »Das übliche Prozedere, wenn eine Leiche im Meerwasser gelegen hat. Was in unserer Stadt nun wahrlich keine Seltenheit ist. In Zukunft, wenn Sie irgendetwas hören, das Sie nicht verstehen, fragen Sie bitte nach, ja? Das hier mag ja Ihr erster Mordfall sein, aber trotzdem erwarte ich, dass Sie den nächsten Fall bereits selbst leiten.«

»Ja, Colonnello«, erwiderte sie betreten.

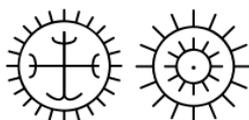
»Jetzt gehen Sie nach Hause und gönnen Sie sich ein paar Stunden Ruhe. Keine Widerrede. Und wenn wir uns wiedersehen, will ich nicht mehr ganz so viel Bein präsentiert bekommen.« Das Lächeln allerdings, das um seine Augen herum ein fächerförmiges Muster aus Fältchen hervorrief, nahm seinen Worten jeglichen aggressiven Anstrich, noch ehe er hinzufügte: »Wenn ich offen sein soll, bringen Sie mich damit ganz schön aus dem Konzept, dabei bin ich ein glücklich verheirateter Mann.«

»Colonnello?«, mischte Spatz sich hinter ihnen nun zaghaft ein.

Piola wandte sich zu ihm um. Der Gerichtsmediziner hielt nach wie vor den Arm der Leiche hoch. Der Ärmel der Robe war heruntergerutscht und gab den Blick auf etwas knapp oberhalb des Handgelenks frei. Die beiden Beamten traten näher, um sich das genauer anzusehen. Kat allerdings hielt sich ein klein wenig zurück, da sie sich ja streng genommen dem soeben erteilten Befehl widersetzte, endlich zu verschwinden.

Es handelte sich um eine Art Tätowierung. Sie war dunkelblau und nicht viel besser als die Zeichnung eines Kindes, ein Kreis mit Linien, der wohl eine Sonne darstellen sollte – nur dass sich in diesem Fall etwas in der Mitte der Sonne befand, etwas Sternförmiges.

Spatz schob den Ärmel ein Stück weiter zurück und präsentierte ein zweites Tattoo, dem ersten nicht unähnlich, nur ein klein wenig anders in der Ausgestaltung.



»Sonderbar«, meinte Piola nach einem kurzen Moment.

»Und hier...« Spatz deutete auf die Fingernägel. Sie waren kurz geschnitten, aber weder gefeilt noch lackiert.

Doch wie Kat erst jetzt bemerkte, fehlten drei von ihnen vollständig, die Haut darunter war zerfurcht und vernarbt.

»Das Gleiche an der anderen Hand.«

»Folter?«, äußerte Piola seine Vermutung.

Spatz bedeutete ihm mit einem Schulterzucken, dass die Interpretation von Beweisen nicht zu seinem Aufgabenbereich gehörte. »Die Narben sehen schon recht alt aus.«

»Wie rasch können Sie die Autopsie durchführen?«

»Eigentlich erst nächste Woche, wenn wir nach Plan vorgehen. Doch ich werde sie noch heute erledigen.«

»Gut.« Piola richtete den Blick wieder auf Kat. »Und jetzt ab mit Ihnen.«

Während sie auf die Tür zuzuging, glaubte sie zu spüren, wie sein Blick sie verfolgte und auf ihren anstößig nackten Beinen ruhte. Doch als sie den Ausgang erreichte und sich unwillkürlich noch einmal umdrehte, um sich dessen zu vergewissern, hatte er sich längst wieder der Leiche zugewandt. Gerade beugte er sich über die tote Frau und hielt ihre Hand fest, um sie eingehend zu untersuchen. Fast wie bei einer Maniküre, dachte sie. Nein, vielmehr wirkte er wie ein Mann, der seine Angebetete auf altmodische Weise um einen Tanz bat.

## 4

Daniele Barbo saß in einer Zelle unterhalb des Gerichtssaals von Verona und las ein Buch über Mathematik, während er auf das Urteil wartete. Ein paar Schritte von ihm entfernt sah seine Anwältin noch einmal in ihre Unterlagen und ging nervös die verschiedenen Argumente durch, die nötig werden würden, je nachdem, welcher Vergehen man ihn belangen wollte. Sie war so klug, ihren Klienten nicht in ihre Gedankengänge einzuweihen. Das Buch, das in diesem Moment seine Aufmerksamkeit fesselte, hatte er während des gesamten Prozesses bislang kaum aus der Hand gelegt, und das Geschehen hatte er nur gelegentlich mit einem desinteressierten Blick gewürdigt. Sie hatte bereits am eigenen Leib erfahren müssen, dass jeglicher Versuch, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, vergebens war.

Endlich schlug ihr Klient das Buch zu und starrte in die Ecke des Raums.

»Jetzt dauert es nicht mehr lange«, wagte sie sich zögerlich vor.

Er blickte sie an, als wäre er überrascht, sie hier zu sehen, doch er entgegnete nichts. Er wusste sowieso längst, wie der Richter sich entscheiden würde. Er wusste es, weil in den vergangenen fünf Wochen jemand immer wieder sein Wikipedia-Profil geändert und eine neue Schlusspassage hinzugefügt hatte.

## Seine Verurteilung und das Leben danach

Im Jahr 2013 wurde Daniele Barbo in sieben Punkten schuldig gesprochen. Er soll sich in Computer gehackt haben, die Verbreitung von Pornografie zugelassen haben, darunter auch Pornografie mit Minderjährigen und Darstellungen von sexueller Gewalt; er soll kriminelle Handlungen unterstützt haben wie beispielsweise Identitätsklau und Geldwäsche; und er soll den Behörden gewisse Informationen verweigert haben. In einem Punkt aber wurde er für nicht schuldig befunden: Es ging um den Vorwurf, er würde von Einnahmen unmoralischer Herkunft leben. Man verurteilte ihn zu neun Monaten Gefängnis, den Einwänden seiner Anwältin zum Trotz, man könne es ihrem Klienten aus psychologischen Gründen nicht zumuten, eingesperrt zu werden – eine Taktik, die bei vorangegangenen Prozessen gegen ihn bereits erfolgreich gewesen war.

Barbo beging nicht ganz ein Jahr nach seiner Freilassung Selbstmord, indem er sich in dem Kanal vor dem venezianischen Palazzo ertränkte, den seine Familie seit dem Jahr 1898 bewohnt hatte. Ihr Name starb mit ihm, da er der letzte Nachfahre war. Die Zukunft von Carnivia, der von ihm ins Leben gerufenen Website, bleibt weiterhin ungewiss.

Beim ersten Mal, als man ihn – in einer anonymen Nachricht – auf diese ergänzenden Worte hingewiesen hatte, hatte Daniele den Text kurzerhand gelöscht. Doch binnen Sekunden war er wieder aufgetaucht. Das Gleiche passierte die folgenden drei Male, da er ihn entfernte. Jemand hatte einen Bot erzeugt, eine simple Software, die darauf programmiert war, ständig diese eine Aufgabe zu erledigen und den Wikipedia-Artikel wieder und wieder abzuändern,

sobald er ihn korrigierte. Das Ganze war auf den ersten Blick harmlos, aber dennoch eine fiese Folter, die zwar keinerlei Konsequenzen hatte, jedoch unmissverständlich zeigte, dass diejenigen, die es auf ihn abgesehen hatten, bis zum Äußersten gehen wollten.

Oder aber, so dachte er jetzt, es war ein Hinweis darauf, ihn genau das glauben zu machen: Dass sie nichts unversucht lassen würden, um ihn zu vernichten.

Er hätte spielend leicht ein besseres Programm schreiben können, um den letzten Abschnitt immer wieder zu löschen und die Seite zu sperren, doch sah er keinen zwingenden Grund dazu. Es gab nur drei oder vier Leute auf der Welt, auf deren Meinung er etwas gab, und er hatte kein großes Interesse daran, was die anderen sechs Komma neun Milliarden von ihm hielten. Der gesamte Wikipedia-Eintrag über ihn war jedenfalls voller Halbwahrheiten und fehlerhafter Darstellungen.

Daniele Marcantonio Barbo, \*1971, ist ein italienischer Mathematiker und Computerhacker. Er ist bekannt als Gründer von Carnivia, ein soziales Netzwerk zum Austausch von Klatsch, Tratsch und Informationen mit Sitz in Venedig, Italien. Die Seite erfreut sich zwei Millionen regelmäßiger User.<sup>[1]</sup>

- 1 Frühe Kindheit und Entführung
- 2 Verurteilung wegen Computerbetrugs
- 3 Gründung von Carnivia
- 4 Die Entwicklung von Carnivia

## **Frühe Kindheit und Entführung**

Daniele Barbo wurde in die aristokratische Barbo-Dynastie Venedigs hineingeboren, deren geschäftliches Interesse zu

jener Zeit unter anderem Alfa-Romeo-Fahrzeugen galt. Sein Vater Matteo war ein notorischer Playboy, ehe er den familieneigenen Treuhandfonds übernahm. In späteren Jahren widmete Matteo sich der Etablierung der Kunststiftung, die den Namen seiner Familie trägt.

Daniele Barbos Kindheit fiel in die Zeiten des soziopolitischen Aufruhrs in Italien, auch bekannt als die anni di piombo oder die »bleiernen Jahre«. Obwohl sein Vater angeblich progressive Industriekontakte favorisierte, machten das Ansehen der Familie sowie ihr Reichtum sie zu einem Ziel von linksextremen Organisationen wie der Brigate Rosse oder der Roten Brigaden.

Am 27. Juni 1977 im Alter von sieben Jahren wurde Daniele Barbo Opfer einer Entführung. Damals wurde allenthalben berichtet, dass die italienische Regierung Druck auf seinen Vater ausübte, nicht mit den Kidnappern zu verhandeln<sup>[2]</sup>, obwohl man später behauptete, dies sei ein Ablenkungsmanöver der Sicherheitskräfte gewesen, mit dessen Hilfe man Zeit gewinnen wollte bei der Suche nach ihm.

Am 4. August 1977 erhielten Matteo und seine amerikanische Ehefrau Lucy Danieles Ohren und Nase in der Post.

In einer darauffolgenden Operation, geleitet von italienischen Sondereinsatzkräften, wurde der Junge befreit und alle sieben Kidnapper getötet beziehungsweise festgenommen. Die drei überlebenden Entführer weigerten sich, mit den Richtern zu kooperieren, mit der Begründung, das Gericht sei Teil der para-kapitalistischen Hegemonie<sup>[3]</sup>. Sie wurden jeweils zu einer Gefängnisstrafe zwischen zwanzig und vierzig Jahren verurteilt.<sup>[4]</sup>

## Verurteilung wegen Computerbetrugs

In der Zeit nach dem Prozess hörte man von Barbo bis in die frühen 1990er nicht viel, auch wenn es heißt, dass er eine Einrichtung für taube Kinder besuchte, ehe er nach Harvard ging, um dort Mathematik zu studieren. In Harvard zeichnete er sich durch eine recht ungewöhnliche Arbeit über Kybernetik (genauer gesagt über die Anwendung der Kullback-Leibler-Divergenz auf komplexe dynamische Systeme) aus, welche in einer referierten Fachzeitschrift veröffentlicht wurde.<sup>[5]</sup>

Im Jahr 1994 wurde er neben weiteren Personen für den Hackangriff auf den Comcast-Konzern verhaftet. Eine Gruppe von Computeraktivisten hatte damals die Kontrolle über die Website des Kabelnetzbetreibers übernommen, angeblich als Racheakt für den schlechten Kundenservice des Giganten. Ihre Methode war ebenso einfach wie effektiv. Sie verschafften sich Zugang zur Datenbank des Unternehmens, von welchem Comcast den Namen der Domain Comcast.com gekauft hatte, und registrierten diese neu als ihre eigene. Auf diese Weise gelang es ihnen, den Internetverkehr von Comcast auf eine Seite umzuleiten, auf der eine Hetzbotschaft wartete.<sup>[6]</sup>

Barbos Anwalt bestätigte später, dass sein Klient hinter dem Hacker steckte, der als Defi@nt bekannt wurde.<sup>[7]</sup> Im Rahmen des Prozesses gegen ihn führte man an, dass er an einer Reihe von gesundheitlichen Beschwerden leide aufgrund seiner Entführung als Kind, unter anderem an Schwerhörigkeit, einer Soziophobie und einer Autismus-Spektrum-Störung, weshalb eine Gefängnisstrafe für ihn nicht zumutbar sei. Der Richter hatte dafür offenbar

Verständnis: Barbos Strafe wurde zur Bewährung ausgesetzt. Der wahre Grund für diese Entscheidung könnte allerdings auch der gewesen sein, dass die italienische Regierung um jeden Preis verhindern wollte, dass die unsauberen Umstände der stümperhaften Befreiung des Entführten vor Gericht noch einmal aufgewärmt wurden.

Barbo alias Defi@nt zeigte sich in den Jahren nach seiner Verurteilung nur selten, weder in der Öffentlichkeit noch im Internet, obwohl er sich selbstverständlich einer Reihe von Aliasse bedient haben könnte, darunter Syfer, 10THDAN und Joyride.<sup>[8]</sup> Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1996 zog er wieder in der Familienresidenz ein, der Ca' Barbo in Venedig, und übernahm eine nicht leitende Position im Aufsichtsrat der Barbo-Stiftung.<sup>[9]</sup> Ein Zeitungsartikel im Jahr 2004 beschrieb ihn als »fast vollständigen Einsiedler«. Es wurde berichtet, dass er sein Zuhause nur höchst selten verließ, mit Ausnahme zur Zeit des venezianischen Karnevals, da er dann eine Maske tragen und sein entstelltes Gesicht verbergen konnte.<sup>[7]</sup>

## **Gründung von Carnivia**

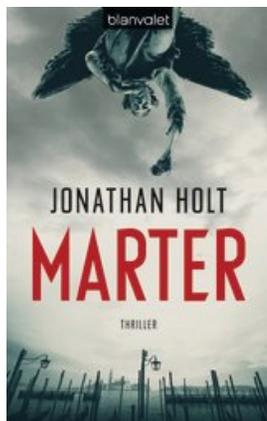
Im Jahr 2005 machte Barbo von sich reden, als er sich als Programmierer von Carnivia zu erkennen gab, einem 3D-Abbild seiner Heimatstadt Venedig, das sich durch eine obsessive Detailversessenheit auszeichnet. Beispielsweise stellte man fest, dass der echte Markusplatz und die Carnivia-Version genau die gleiche Anzahl an Pflastersteinen aufweisen. Allein für die Programmierung des virtuellen Dogenpalasts soll Barbo ganze vier Jahre gebraucht haben.<sup>[9]</sup>

Das Besondere an Carnivia ist, dass den Usern in dieser virtuellen Welt kaum Grenzen gesetzt sind. Niemand schreibt einem vor, wie oder zu welchem Zweck die Seite zu nutzen ist. Ursprünglich ging man davon aus, dass sie als soziales Netzwerk für die Venezianer gedacht war. Doch schon bald wurde klar, dass die Seite ihren Nutzern einen außergewöhnlich hohen Grad an Anonymität garantierte, und so gewann sie nach und nach eine treue Anhängerschaft unter denjenigen, die ihre wahre Identität im Netz ungern preisgaben. Die Seite wurde als »Facebook für Hacker« bezeichnet, als »Marktplatz ohne Lizenz und ohne Einschränkungen, ganz ähnlich wie es sein Vorbild im echten Leben einst war, ein Ort, an dem man von wilden Gerüchten bis hin zu gestohlenen Finanzinformationen alles kaufen oder verkaufen konnte.«<sup>[7]</sup>

In einem seiner seltenen Usenet-Posts erklärte Barbo selbst, er habe Carnivia zu keinem bestimmten Zweck geschaffen. »Wie Galileo schon sagte: ›Die Mathematik ist die Sprache, in der Gott das Universum geschrieben hat.‹ Ich fand es reizvoll, eine virtuelle Welt zu programmieren, die rein auf mathematischen Prinzipien basiert. Was die Leute aus dieser Welt machen, bleibt letztendlich ihnen überlassen.«<sup>[8]</sup>

## **Entwicklung von Carnivia**

Dank eines zu der damaligen Zeit als bahnbrechend geltenden Schachzuges ist Carnivia absolut allumfassend und multifunktional, weil es Technologien wie Facebook, Google Mail, Twitter und Google Earth integriert. Dies ermöglicht es den Nutzern, auf anderen Seiten anonyme Nachrichten zu hinterlassen, etwas, das dem Internetstalking Vorschub leistet.<sup>[10]</sup> User können darüber hinaus soziale Netzwerke mit



Jonathan Holt

**Marter**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-38258-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2014

»Ein Weib soll keine Männertracht tragen; denn wer solches tut, ist dem HERRN, deinem Gott, ein Gräuel.« 5. MOSE 22,5

Es ist die Nacht von La Befana, und ganz Venedig feiert. Nur auf dem kleinen Platz vor Santa Maria della Salute herrscht tödliche Stille. Der Canale Grande hat eine Leiche angespült: Die Frau liegt auf den Stufen der Kirche, und sie trägt die Robe eines Priesters – ein unaussprechliches Sakrileg, das es in der katholischen Kirche nicht geben darf. Capitano Katerina Tapo wird auf den Fall angesetzt, und sie stößt bei ihren Ermittlungen auf weit schrecklichere Gräuel, in die nicht nur die Kirche verwickelt ist ...

Diesen Thriller nicht zu lesen, wäre ein Sakrileg.